# Norwegisches aus Dessau.

Von **August Spanuth.**

„Der heilige Berg" von Dora Dunker und Christian Sinding. — Der Opern-Erstling eines Achtundfünfzigjährigen. — Die Bühne des uraufführenden Anhalter Herzogs.

Mitternacht war schon ganz nahe, als gestern Abend der Generalmusikdirektor Franz Mikorey — so klein ist in Deutschland nicht einmal das kleinste Ländchen, daß es sich nicht gern einen „General-Musikdirektor" zulegte! — im Speisesaal des „Goldenen Beutel" das Glas erhob und ein begeistertes Willkommen ausbrachte auf alle die ferneren Opern, die Christian Sinding noch schreiben werde; und Sinding war dann gleich bereit mit dem innigen Wunsche, daß Mikorey auch diesen kommenden Werken ein Pathe sein möge, wie er es dem ersten, dem „Heiligen Berge" soeben gewesen.

Es wurden überhaupt mehr „Hochs" ausgebracht, als einem nun am nächsten nüchternen Morgen gerechtfertigt erscheinen wollen. Da waren etwa zwei Dutzend norwegischer Landsleute von Berlin herüber gekommen, um ihren Sinding als Komponisten und ebenfalls als Menschen zu feiern, und ihre Begeisterung erreichte einen solchen Hitzegrad, daß ungefähr alle zehn Minuten ein anderer Grund für das Abfeuern einer „Hurrahhurra"-Kanonade gefunden wurde. Aber da war auch ein erheblicher Prozentsatz der Berliner amerikanischen Kolonie nach Dessau gekommen, die sammt und sonders auf Sinding zu schwören schienen und sich offenbar nicht von den Landsleuten des Komponisten „bieten" lassen wollten. Sie hoben ein über's andere Mal ihre Champagnergläser und sangen Herrn Sinding, und dann auch Frau Sinding mit „He is a jolly good fellow" oder eben „She is a jolly good fellow" an. Die „Hochs", die „Hurrahhurras" und die „jolly good fellows" geriethen mit einander ordentlich in's Gedränge, und als die Gesangslehrerin Frau Niclas-Kempner, die wahrscheinlich unter den Mitwirkenden eine Schülerin hatte, ein „Hoch soll er leben" auf den „Meister aller Meister" anstimmte, womit sie thatsächlich den Dirigenten Mickorey meinte, hielt ich es für an der Zeit, mich in ein bescheideneres Nebenzimmer zu verfügen und dort mit ein paar kritischen Kameraden das Erlebnis des Abends in etwas weniger aufgeregter Weise durchzusprechen. Ich habe schon so manche Opernpremiere mitgemacht, auch schon verschiedentliche in diesem selben Premieren-frohen Dessau, aber einen solchen Taumel der Lobpreisung als Coda habe ich doch kaum je erlebt. Und während es ganz amüsant, ja, auch ganz lehrreich war, Zeuge dieser Begeisterungsausbrüche zu sein, so gesellte sich doch ein etwas wehes Gefühl dazu, wenn man in seinem Gehirn den Abstand zu ermessen versuchte, der zwischen diesen Ausbrüchen des Enthusiasmus und dem eigentlichen „Eindruck" bestand, den jeder unvoreingenommene Zuhörer im Theater empfangen haben mußte; ein um so wehereres Gefühl, weil Sinding ein solch liebenswürdiger, bescheidener Mensch und ein solch ausgezeichneter, wirklich fein-besaiteter Musiker ist. Auf mich machte dieser nachträgliche Taumel der Begeisterung den Eindruck einer formidablen unbewußten Grausamkeit: trotz all' der „Hochs" erscheint es mir nämlich zweifelhaft, daß andere Opernbühnen sich beeilen werden, den „Heiligen Berg" zur Aufführung zu bringen, was ohne Frage eine schwere Enttäuschung für den Komponisten sein wird, den man durch diesen Jubel an einen durchschlagenden Erfolg glauben machen wollte. Gewiß war's gut gemeint, aber hier scheint mir, abwechselungsweise, der Geist, der stets bejaht das Gute zu wollen und das Böse zu schaffen. Wie nun, wenn Sinding, nachdem er erkannt, daß „Der heilige Berg" keinen Triumphzug über die Opernbühnen der Welt machen wird, durch den Beifallsjubel verleitet wird zu glauben, ihm geschehe unrecht, man verkenne seine dramatische Kraft, höchstens sei der Text zu bemängeln, und wenn er sich dann trotzig hinsetzt und erst recht weitere Opern komponirt? Verzeihlich genug würde diese Selbsttäuschung ja sein, aber wem fällt dann die Verantwortung zu? Wird dann nicht der gestrenge Kritiker doch als das geringere Uebel erkannt werden? Mich würde es nicht im mindesten überraschen, wenn Sinding sich nun auch, wie vor zwei Jahren Busoni (in Bezug auf seine „Brautwahl") erst recht in die Idee hineinarbeitete, zum Opernkomponisten geboren zu sein und sich damit tröstete, daß ja so viele Opern, die später bejubelt geworden sind, bei ihrer ersten Aufführung mißfallen haben.

Es kann freilich gar keine Rede davon sein, daß „Der heilige Berg" dem Premierenpublikum Dessau's mißfallen hätte. Gleich nach dem Vorspiel erscholl sehr lebhafter Beifall, trotzdem niemand, der den Text nicht vorher gelesen hatte, ahnen konnte, was aus dieser merkwürdigen Exposition werden möge. Bis dann die Handlung etwas begreiflicher wurde, hatte die Musik ihre Schuldigkeit gethan und mit ihren vielfachen klanglichen Reizen einen gewissen Stimmungszauber ausgeübt, und so kamen zum Schluß eine Reihe von Hervorrufen zustande, die nichts Gemachtes, Gewaltsames an sich hatten. Die aus Berlin mit dem Vorsatz gekommen waren, dem prächtigen Menschen und Künstler Sinding einen durchschlagenden Erfolg zu bereiten, übten auf die Einheimischen ganz offenbar eine ansteckende Wirkung aus; die lyrischen Stimmungen und der Farbenreichthum der Musik aber machten es den Meisten leicht, mit der angefachten Begeisterung mitzugehen.

Wenn ein weltbekannter Komponist, der mit achtundfünfzig Jahren in der vollen Reife seines Könnens steht, sich zum ersten Male an eine Oper macht, so ist das an sich schon ein bemerkenswerthes Ereignis. Vor allem ist man dann neugierig darauf zu erfahren, was für eine Art von Text sich solch ein erfahrener Mann gewählt hat, der sicherlich doch ein klares Urtheil über die eigenen Kräfte und dann auch über die Erwartungen und Wünsche des Publikums hat. Und da mußte nun eben die Wahl des Libretto's überraschen und enttäuschen. Ich gestehe, daß ich von der Verfasserin Dora Dunker sonst keine größere Arbeit kenne, vor allem nichts von ihren Bühnenstücken, aber daß sie eine erhebliche schriftstellerische Gewandtheit, viel litterarische Routine besitzt, war mir natürlich nicht verborgen geblieben. Auch leuchtete mir sogleich ein, daß sie mit diesem „Heiligen Berge" hoch hinaufreichen, etwas ganz Unkonventionelles, etwas „Höheres" liefern wollte. Auf den ersten Blick scheint ja auch jener Berg Athos im ägaeischen Meere mit seiner einzigartigen Mönchs-Republik unter türkischer Oberhoheit ein sehr geeigneter Vorwurf für die Phantasie des Schriftstellers darzubieten, nur wird man bei genauerem Zusehen gewahr werden, daß man irgendwelchen dramatischen Konflikt doch nicht ohne eine gewisse Gewaltsamkeit in dieses weltfremde Milieu hineinpflanzen kann. Und dann läuft man eben Gefahr, sich durch solche Gewaltsamkeit wieder den eigenartigen Reiz des Milieus zu verderben. Es kommt nicht darauf an, ob auf dem Berge Athos die Frau wirklich noch so viel rigoroser (besonders auch in Gedanken) gemieden wird oder wurde, als in anderen Klöstern, und wenn das thatsächlich nicht so fein sollte, hatte doch Dora Dunker gewiß die dichterische Rechtfertigung dafür, es so darzustellen. Sie ging denn auch zunächst bei der Gestaltung des Stoffes ganz logisch vor und im Einklang mit ihrem Grundmotiv, in ihrer Dichtung ein ethisches Ideal zu verfolgen: nachzuweisen nämlich, wie über dem Menschengebot der Männerkeuschheit für das Priesterthum doch Gottes Gebot von der allein selig machenden Liebe stehen müsse. Der sympathische alte Herr des Stückes, der Prior Sophronius, verkündet zum Schluß:

„Auch ich hab', liebe Brüder, feig gezagt,
Mit strengem Wort gewiesen
Das Weib von heiliger Statt.
Bis Mutterliebe, junger Herzen Glück,
Die Binde mir vom blöden Auge riß, —
Wollt klüger ihr, als Gottes Wille sein?"

Dann heißt er alle jene Mönche, die beim Gebot der starren Männerkeuschheit beharren, davon zu gehen und eine „Secession" zu gründen, während er mit den anderen auf dem heiligen Berge verbleibt und das junge Liebespaar segnet.

Aber ethische Auseinandersetzungen solcher Art eignen sich an und für sich schon schlecht zur Komposition, und zur dramatischen am allerwenigsten. Es mag ja ein Beweis für seine ewige Naivität sein, aber der Opernfreund bleibt nun einmal dabei, daß er die Emotionen, die ihm vorgesungen und vorgespielt werden, als seine eignen nachzuempfinden wünscht, sonst sträubt sich seine ganze innere Natur gegen das Gepaktwerden. Er braucht freilich nicht die Schicksale der handelnden Charaktere an sich selbst erlebt zu haben, aber er muß die Empfindung bekommen, daß er unter Umständen das Gleiche durchmachen könnte. Darin liegt ja das Geheimnis der Thatsache, daß einem Bühnenspiel, dem keine warme Liebesgeschichte zu Grunde liegt, das eigentliche ergreifende Pathos fehlt. Die Liebesgeschichte mag noch so romantisch, noch so phantastisch sein, der Zuhörer muß nur in der Vorstellung erhalten bleiben, daß sie unter den geeigneten Umständen so und nicht anders sein würde.

Des Autors oberste Sorge sollte also sein, das Gefühl der persönlichen Theilnahme am Geschick der Helden im Zuhörer wachzurufen. Werden uns Puppen hingestellt, Wesen, deren Existenznothwendigkeit uns nicht ohne Zwang eingeht, dann halten wir unwillkürlich mit der Theilnahme zurück und versinken allmählich in den Zustand totaler Gleichgültigkeit. Dora Dunker hatte nun eine seltsam unglückliche Hand beim Entwerfen und Gestalten der Liebesgeschichte auf dem Berge Athos gehabt. Im Vorspiel kommt ein gewisser Photas und liefert den Mönchen sein Söhnchen ab mit einer höchst verwunderlichen Motivirung. Besagter Photas gesteht, er sei, im Rückfall, einmal wieder seeräudern gegangen und habe bei dieser Gelegenheit rein aus Versehen den Vater und den Bruder seines Weibes erschossen. Der Zorn seiner Frau sei — begreiflicherweise — furchtbar gewesen, und aus Rache habe er ihr nun das einzige Kind, seinen eignen Buben entführt: der solle Mönch auf dem heiligen Berge und somit fürs ganze Leben seiner Mutter entzogen werden. Im ersten Akt, der zwölf Jahre später spielt, ist das Jüngelchen, das vorher Hosenrolle für die Soubrette war, zum Heldentenor herangereift und theoretisch ganz mit den asketischen Mönchen einverstanden. Nur klagt er darüber, daß er zuweilen „Träume" hat. Das kann man sich ja denken. Ihm begegnet nun in der Abenddämmerung ein junges Mädchen, die unter den Mönchen des Heiligen Berges nach jenem verschwundenen Jungen suchen möchte, da seine Mutter ihn vor ihrem bald zu erwartenden Tode noch einmal wiedersehen möchte. Er weist sie erst stolz und unnahbar zurück, findet aber bald aus, daß Mädchen gar nicht solch haßenswerthe Geschöpfe sind. Um sie zu erquicken, bringt er ihr in der hohlen Hand Wasser vom Quell. Kein Wunder, daß sie beim Trinken seine Hände mit den Lippen berührt. Das elektrisirt den jungen Asketen dermaßen, daß er das Wasser verschüttet und nun mehr über die Kunst des Küssens lernen möchte. Es folgt eine nicht recht ergiebige Liebesszene, die damit endet, daß der junge Mann über seine Unthat entsetzt die leidenschaftlichste Reue äußert. Im dritten Akt halten die Mönche Nach- und Umfrage nach ihrem Zögling, der seit gestern Nacht verschwunden sei. Doch bald wird er auf einer Art von Siegfriedbahre hereingetragen, scheinbar todt. Ihm folgt das junge Mädchen vom Abend vorher. Zum Entsetzen der Mönche wirft sie sich über den vermeintlichen Leichnam, den sie in's Leben zurückzuküssen versucht. Aber das gelingt erst der alten Mutter, die jetzt zum ersten Male auf der Szene erscheint. Na, und dann hält der Prior seinen obenerwähnten Vortrag über die „Binde vor dem blöden Auge" und — sie kriegen sich.

Möglicher Weise hat Sinding sich von diesem Text grade deshalb angeregt gefühlt, weil er keine gewaltigen dramatischen Steigerungen enthält, vielleicht war es grade Vorsicht, die ihn dieses Buch wählen ließ. Ich glaube aber, daß er sich dann zu wenig zugetraut hat. Gegen meine Erwartung fand ich in dieser Musik doch ganz beträchtliche Ansätze zu dramatischer Belebung der Szene, nirgends freilich einen echten, breiten, vollsaftigen dramatischen Schwung. Hätte aber der Stoff selbst nur etwas mehr rothes Blut, so würde Sinding sicherlich zu einer noch lebhafteren dramatischen Intensivität gekommen sein. Falsch ist jedenfalls die Vorstellung, die man nach so manchem Sindingschen Klavierstück haben mag, daß er lediglich auf den Schwingen lyrischen Wohllauts über die Bühne flattern könnte. Oh nein, es sind da Motive von sehr entschiedener Kraft der Charakterisirung und in der Instrumentation untermalt er die Stimmung oft in gradezu packender Weise. Dagegen sind die Singstimmen viel weniger sanglich gehalten, als in den meisten seiner Lieder, und manchmal bekommt man — wie zum Beispiel im letzten Finale — den Eindruck, als gehe er völlig bewußt zu einer symphonischen Darstellung seiner Ideen über. Wenn ich der Ansicht Ausdruck gebe, daß Sinding in dieser gewiß nicht gelungenen Opernpartitur doch viel mehr Eignung zum Bühnenkomponisten verräth, als ihm die meisten zugetraut haben mögen, so thue ich das keineswegs in dem sonst löblichen Bemühen, eine bittere Pille mit Zuckerüberzug zu versehen, sondern aus einfachem Gerechtigkeitsgefühl. Dennoch möchte ich nicht so weit gehen zu behaupten, daß blos ein guter Text nöthig sei, um ihn zum Schaffen einer lebensfähigen und durchaus erfreulichen Opernpartitur zu vermögen; wenn man am Ende des sechsten Lebensjahrzehntes steht, hat man in der Handhabung, in der Ausübung seiner Kunst schon solch feste Formen und Manieren angenommen, daß man keine eigentliche Wandlung mehr durchmachen kann. Vielleicht ist es schade darum, daß Sinding nicht schon vor dreißig Jahren ein anregendes Opernbuch verarbeitet hat, vielleicht wäre er dann im Stande gewesen, unser Opernrepertoire um dankbare Werke zu bereichern. Niemals freilich um große Werke, dazu fehlt ihm doch zu sehr die musikalische Selbstständigkeit, dazu ist er zu sehr Epigone.

Ueber die Aufführung habe ich nur zu sagen, daß sie allen billigen Ansprüchen genügte und daß namentlich das Orchester unter Mickorey Vorzügliches leistete. --

### Der Tod in den Bergen.

Zum dreizehnten Male veröffentlicht der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein die Statistik der tödtlichen Unfälle in den Bergen. Sie weist im Jahre 1913 mit 114 Todesopfern in den Ostalpen gegenüber den beiden vorhergegangenen Jahren eine kleine Verminderung auf, die wohl in erster Linie auf die ungünstigen Witterungsverhältnisse des verflossenen Sommers und auf die deshalb geringe Zahl der unternommenen Hochtouren zurückzuführen ist. Unter den Verunglückten befanden sich diesmal sechs Frauen, drei Bergführer und vier Soldaten. 41 Touristen, also etwa 36 v. H. aller Verunglückten, waren Alleingeher, und schon dieser Umstand allein bedingte, daß sich die Ursache des Unfalls nur in verhältnismäßig wenigen Fällen mit unbedingter Sicherheit feststellen ließ und zum Großtheil immer unaufgeklärt bleiben wird.

Eine vis major kann nur bei den wenigsten Katastrophen als ursächlicher Grund angenommen werden; sechs Touristen verunglückten bei plötzlich eingetretenem Unwetter, wie Stürme, Nebel, Schnee und dergleichen, sieben fanden den Tod unter Lawinen, sechs durch Blitzschlag, einer durch Abbruch eines Eisblockes und drei durch Steinschlag. Bei drei Bergfahrern wird Erfrieren, bei zwei Herzschwäche, bei einem Reißen des Seiles als Ursache des Unfalles angegeben. Die übrigen Unfälle sind wohl hauptsächlich auf die außerordentliche Vermehrung der führerlosen Touren, auf übertriebene Waghalsigkeit bei reinen Kletterpartien und leider nicht zuletzt auf eine Ueberschätzung der eigenen Kraft und eine oft muthwillige Sorglosigkeit zurückzuführen. Schlechte, häufig absolut ungenügende Ausrüstung, mangelnde Vertrautheit mit den Gefahren der Berge, ein Verneinen oder Ignoriren der primitivsten alpinistischen Forderungen müssen bei der größeren Hälfte aller touristischen Unfälle als die wirklichen und eigentlichsten Ursachen gelten. Unter den 114 Opfern der Berge im Jahre 1913 befanden sich 43 Oesterreicher, 39 Reichsdeutsche, 16 Schweizer, drei Franzosen, zwei Italiener und je ein Holländer, Belgier und Däne. Bei acht Personen fehlen die Angaben über ihre Zugehörigkeit. Ungefähr ein Drittel aller Unfälle ereignete sich in den Tiroler Bergen, der Rest vertheilt sich ziemlich gleichmäßig auf die anderen österreichischen Alpenländer und auf das bayerische Hochland.

In den 13 Jahren, seitdem der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein diese traurige Statistik führt, sind insgesammt 1226 Touristen in den Ostalpen tödtlich verunglückt, und die Kurve der langen Zahlenreihen steigt fast ununterbrochen steil aufwärts; nur selten ist ein kleiner Rückgang zu beobachten, den ungewöhnliche Umstände — abnorm günstige oder auch abnorm ungünstige Witterung — verursacht haben. Es ereigneten sich tödtliche Unfälle: im Jahre 1901: 53; 1902: 70; 1903: 76; 1904: 72; 1905: 56; 1906: 98; 1907: 85; 1908: 108; 1909: 116; 1910: 113; 1911: 146; 1912: 119, und 1913: 114.

— Hypotheken und Hypothesen stellen an unsere Gutgläubigkeit dieselben Ansprüche.

# Oesterreich-Ungarische Korrespondenz.

**Buki-Seuche grassirt weiter. — Das Buki-Spiel wieder im Gericht für kein Hazard erklärt. — Allerlei.**

In Wien wurde in einem Mariahilfer Café einer „Buki-Partie" von der Polizei ein vorzeitiges Ende bereitet. Der Fall erregte nicht geringes Aufsehen. Da seit fünf Jahren in fast jedem zweiten Kaffeehaus Buki-Domino gespielt wird und die Gerichte schon wiederholt auf Grund von Sachverständigengutachten entschieden haben, daß Buki nicht als Hasardspiel betrachtet werden könne, hatte man sich an die Existenz des neuen Spieles gewöhnt. Seit einem Jahre blieben die Buki-Spieler auch von den Behörden ganz unbelästigt. Das Buki-Domino ist eine Wiener Erfindung. Es heißt, daß es zum ersten Male im Jahre 1905 in einem Kaffeehaus auf dem Neubau gespielt wurde. Sein Siegeszug, der jetzt vollendet scheint, setzte aber erst viel später ein. Erst in den Jahren 1909 und 1910 wurde es allgemein bekannt, aber jetzt in einem Umfange, daß mit Recht von einer Buki-Seuche gesprochen werden konnte. Tagtäglich trafen bei den Komissariaten Anzeigen ein, die von den ruinösen Folgen des Spieles erzählten. Es kamen dann die Beanstandungen und die Verhandlungen vor den Bezirksgerichten. Ein Richter bezeichnete das Buki als Hasardspiel, ein anderer fällte die gegentheilige Entscheidung. Da aber die Mehrzahl der Gutachten sich für die Zulässigkeit des Spieles aussprach, sah sich die Polizei jeder Handhabe für ein Einschreiten beraubt. Das Buki war nun frei.

Da sich die Polizei um die Buki-Partien nicht mehr zu kümmern schien, nahm das Spiel in krasser Art überhand. Einige Wiener Lokale gewannen geradezu den Charakter von Buki-Cafés, die fast zu jeder Tages- und Nachtzeit ihre Partien hatten. Es kann behauptet werden, daß in der Zwischenzeit die soliden Kartenspiele die Mehrzahl ihrer Anhänger verloren. Die Kaffeehausgäste wendeten sich dem Buki zu. Es besteht gar kein Zweifel, daß das Spiel durch die Raschheit seiner Abwicklung und seine unberechenbaren Chancen Anhänger gewann. Auf Intervention von Privaten mußte sich schließlich die Staatsanwaltschaft mit dem Buki beschäftigen. Sie hat sich, wie es heißt, verschiedene Gutachten vorlegen lassen und steht heute auf dem Standpunkt, daß das Buki als Hasardspiel zu betrachten sei.

Die erste Verhandlung gegen die Spielerpartie, die kürzlich im Café „Mariahilf" ausgehoben worden war, endete wieder Erwarten mit Freisprechung. Der Wirth Franz Pollaschek und 16 Mitwerthofiele wurden entlassen. Der Josefstädter Strafrichter Dr. v. Hellmer hatte sich für die Verhandlung dadurch vorbereitet, daß er das Bukidomino lernte. Tagelang spielte er in seinem Bureau, doch waren seine Partner nicht schlaue Kaffeehausspieler, sondern junge Rechtspraktikanten, die von den Feinheiten des Spieles keine blasse Ahnung hatten. Nur so konnte Dr. v.

Konrad Hoheisel.

Hellmer zur Ansicht kommen, das Buki sei ein harmloses Spiel. In Wahrheit aber etablirt sich irgend ein Spieler, der über einige hundert Kronen Betriebskapital verfügt, in einem Kaffeehause als Bankhalter und hat immer reichlichen Zulauf an Spielern. Mögen diese auch manchmal gewinnen, im Laufe der Zeit müssen sie an den Bankhalter — den „Buki", wie er genannt wird — verlieren, weil dieser weniger an Gewinnsten auszahlt, als er einer einfachen Rechnung zufolge sollte. Der „Buki" ist also immer im Vortheil, und dieser Vortheil hat in den fünf Jahren der Spielseuche dazu geführt, daß zahlreiche Bankhalter reiche Leute geworden sind.

In der zur Verlesung gelangten polizeilichen Anzeige heißt es: Die Polizei ist von jeher auf dem Standpunkte gestanden, daß das Bukidomino als unbedingtes Glücksspiel zu bezeichnen sei. Das Spiel, welches wie kein anderes die Spielleidenschaft aufstachelt, hat über zahllose Familien Noth und Elend gebracht.

Einzelne Kaffesieder nützten das Spiel aus, indem sie das Dominogeld für jede Stunde mit acht, ja sogar mit zehn Kronen berechneten. Um einen Zulauf von Gästen zu haben, annoncirten sogar einzelne Kaffeesieder, daß in ihrem Lokale für Bukidomino kein Spielgeld zu entrichten sei. Es soll sogar ein Bankhalter in einem Wiener Kaffeehause an den Kaffeesieder für das Vorrecht, allein Bank halten zu dürfen, einen jährlichen Pachtzins von 72,000 Kronen entrichten

Die zahlreichen Zuschriften, die seit Jahresfrist bei der Polizei über das Bukidomino einlangten, sind schon ein gewaltiger Akt. Die Zuschriften rührten zumeist von Frauen her, deren Männer durch die Verluste im Bukispiel ruinirt wurden.

In einer Zuschrift heißt es: „Verflucht sei der Richter, der die Bukispieler freigesprochen und das Bukidomino nicht als Hasardspiel erklärt hat!"

Der Kaiser hat dem Präsidenten der Post- und Telegraphendirektion für Niederösterreich, Konrad Hoheisel das Komturkreuz des Franz Joseph-Ordens mit dem Stern verliehen. Die kaiserliche Auszeichnung ist eine Anerkennung der Verdienste, die sich der Präsident der niederösterreichischen Postdirektion erworben hat. Präsident Hoheisel steht seit 1910 auf seinem Posten.

**Allerlei.**

Der Kaiser hat den Fürst-Erzbischof von Wien Dr. Friedrich Piffl zum Prälaten des Leopold-Ordens ernannt und demselben das Großkreuz dieses Ordens verliehen.

Der Kaiser hat dem Hofrath des Gemeinsamen Obersten Rechnungshofes Dr. Josef v. Chrenozy-Nagy den Titel und Charakter eines Sektionschefs, der Anna Freiin Kuhn v. Kuhnenfeld, geborenen Gräfin Raday in Lissabon, den Elisabeth-Orden erster Klasse, dem Sektionsrathe Bela Tarkoll den Orden der Eisernen Krone dritter Klasse und dem Hofsekretär Dr. Rainer v. Kehlig des Gemeinsamen Obersten Rechnungshofes das Ritterkreuz des Franz Josefs-Ordens, den Sektionsräthen im Ministerrathspräsidium Dr. Franz Uebelhör und Dr. Egon Freiherrn Glanz v. Eicha den Orden der Eisernen Krone dritter Klasse und dem ehemaligen Vorsteher der israelitischen Kultusgemeinde Nikolsburg Philipp Kohn das goldene Verdienstkreuz mit der Krone verliehen.

Ein Baron Sigmund Kemény-Denkmal soll in Alvincz, dem Geburtsorte des großen Publizisten und Romanciers, anläßlich seines hundertsten Geburtstages errichtet werden.

Wie aus Agram gemeldet wird, wird dem gewesenen Banus Nikolaus Tomasich, sowie dem gewesenen Banus-Stellvertreter Vladimir Nikolics demnächst die ungarische Baronie verliehen werden. — Der Kaiser hat gestattet, daß dem mit Titel und Charakter eines Tafelrichters bekleideten Mezöturet Bezirksrichter Dr. Julius Istvánffy anläßlich seiner auf eigenes Ansuchen erfolgten Pensionirung die allerhöchste Anerkennung bekannt gegeben werde. — Der Direktorstellvertreter des Museums der Schönen Künste Hofrath Dr. Gabriel v. Térey ist von der Archäologischen Gesellschaft im Haag zum korrespondirenden Mitglied gewählt worden.

* * *

Zur Feier des 40jährigen Dichterjubiläums Ludwig Pósa's hat sich bekanntlich ein Festarrangirungs-Kommitee gebildet welchem Franz Herczeg und Bürgermeister Stephan Bárczy, Eugen Rákosi, Graf Alexander Teleki, Magistratsrath Dr. Franz Déri und Edmund Wildner u. A. angehören. Das Kommitee richtete an sämmtliche Kommunen, literarische Vereinigungen und Schulbehörden des Landes einen Aufruf mit der Bitte, das Jubiläum Pósa's würdig zu begehen. Diese Feierlichkeiten sollen unabhängig voneinander abgehalten werden. Das Kommittee wird als Centralstelle fungiren, welche die Feierlichkeiten in der Hauptstadt arrangirt und die Verbindung mit der Provinz herstellt. Es bezweckt die Ueberreichung einer Nationalspende an den Jubilar. Nebst dem Erträgnisse, der aus diesem Anlasse zu veranstaltenden Festlichkeiten will das Kommittee aus den besten Produkten Pósa's zwei Bände als Jubiläumsausgabe veröffentlichen und den Erlös dieser Ausgabe ebenfalls für die Nationalehrengabe verwenden. Nebst der Hauptstadt haben bereits Szeged, Kesmark, Nimakombat und andere Städte Lokalkommittees gebildet, die das Jubiläum Pósa's würdig begehen wollen.

Universitätsprofessor i. P. Dr. Aurel Mayr, der ausgezeichnete Journalist, ist in Gries bei Bozen gestorben. Mayr, der 1845 in Pest geboren wurde, studirte — nachdem er an der Wiener Universität absolvirt hatte — an deutschen Universitäten Indogermanistik und vergleichende Sprachenwissenschaft und trat im Jahre 1873 mit einer Untersuchung über das indogermanische Erbrecht rühmlich hervor. Er wurde, siebenundzwanzigjährig, zum Professor für indogermanische Sprachwissenschaft an die Budapester Universität ernannt.

**Die Militär-Affaire in Brunek. — Aus dem Leben eines Einbrechers. — Russischer Handstreich vereitelt. — Liebes- und Ehedramen. — 48,000 Kronen gestohlen. — Selbstmord einer Siebzehnjährigen. — Allerlei.**

Die Vorkommnisse in Brunek, in deren Mittelpunkt der Hauptmann des Infanterieregiments No. 36 Alfred Dittmann Ritter v. Bendwille steht, werden in der Oeffentlichkeit vielfach besprochen. Die Affaire sieht mit einem Zechgelage in Zusammenhang, das in einem Gasthaus stattfand und an dem sich außer dem Hauptmann einige Herren, Beamte und Bürger betheiligten. Als das Lokal gesperrt wurde, lud der Weinhändlerssohn Paul Meier, die Gesellschaft ein, den Weinkeller seines Vaters zu besuchen, wo weitergetrunken wurde. Als der Hauptmann den Keller verlassen wollte, suchte ihn einige Herren daran zu hindern, worüber der Offizier in die größte Aufregung gerieth. Er zog den Säbel, bedrohte damit seine Zechgenossen und verließ den Keller. Die Gesellschaft, die neugierig war, was der Hauptmann nun weiter beginnen werde, folgte ihm zur Kaserne. Der Hauptmann kam aus der Kaserne bald wieder heraus, erklärte die Gesellschaft für verhaftet und ließ sie, indem er einzelne der Herren selbst erfaßte, von zahlreichen Soldaten, die zum Theile nur nothdürftig bekleidet, aus der Kaserne herauskamen, in einen Kasernengang drängen. Der Ausgang wurde von Infanteristen besetzt.

Als die Verhafteten nach dem Inspektionsoffizier verlangten und ihre sofortige Freilassung begehrten, ereigneten sich merkwürdige Szenen. Hauptmann v. Dittmann nahm einem Soldaten das Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett aus der Hand, fuchtelte damit vor dem Wortführer der Gesellschaft erregt hin und her und führte einige Stöße gegen ihn, die aber ihr Ziel verfehlten, da ein Soldat sie parirte. Zugleich munterte er die Soldaten, die schon früher die Verhafteten mit verschiedenen Gegenständen beworfen hatten, in tschechischer Sprache zu Mißhandlungen der festgenommenen Herren auf. Dieser Befehl wurde befolgt, wobei einige der Mißhandelten recht schmerzhafte Verletzungen erhielten. Die Gefangenschaft der Zivilisten dauerte ungefähr 1½ Stunden. Das Korpskommando hat befohlen, daß eine strenge Untersuchung eingeleitet werde und die Schuldigen entsprechend bestraft werden. In militärischen Kreisen wird jedoch Sinnesverwirrung des Hauptmanns v. Dittmann angenommen. Der Offizier befindet sich bereits im Garnisonshospital in Insbruck.

* * *

Der berüchtigte Einbrecher, Josef Neigl, der am 16. vorigen Monats aus der landesgerichtlichen Untersuchungshaft entsprang, ist verhaftet worden. Neigl ist, während er vom Schriftführer einvernommen werden sollte, aus dem Landesgerichte entflohen. Der Schriftführer ließ den Untersuchungshäftling einen Moment unbewacht. Neigl ergriff den Hut des Schriftführers, da man ohne Kopfbedeckung nicht aus dem Gerichtsgebäude gelassen wird, und ergriff die Flucht. Den Hut hat er dann dem Schriftführer durch einen Boten zurückgeschickt. Neigl brachte sich damit fort, daß er kleine Tischlerarbeiten verrichtete. Er war so unvorsichtig, mit seiner Frau zusammen zu kommen. Ein Wachmann wollte ihn verhaften; aber Neigl entwand sich ihm, streute ihm Pfeffer und Salz in die Augen und lief davon. Er wurde aber doch nach verzweifeltem Widerstande verhaftete.

Neigl ist durch Noth auf die Bahn des Verbrechens gerathen. Er hat für drei Kinder zu sorgen. 1903 entlassen, verübte er wieder eine Reihe von Einbruchsdiebstählen, bis er bald danach verhaftet wurde. In der Verhandlung erzählte er sein trauriges Geschick. Sein Ueberverdienst aus der Strafhaft betrug 2 K. Damit mußte er die Fahrt nach Wien bezahlen. Er hatte damals seine Familie in den traurigsten Verhältnissen angetroffen. Frau und Kinder waren eben delogirt worden und er suchte Arbeit. Den abgestraften Verbrecher wollte Niemand nehmen. Da stahl er von neuem. Die Beute, Pretiosen, vergrub er auf freiem Felde; aber ein anderer Gauner bestahl das Versteck. In der Verhandlung hatte damals die Frau des Angeklagten ihre Noth erzählt, wie sie immer Hunger leide, wie eines der Kinder an einem Auge erblindet sei und operirt werden mußte. Eindruck machte es, als der Angeklagte bat, seiner Frau einen Laib Brod, den er sich während der Haft vom Munde abgespart hatte, schenken zu dürfen. Der Präsident bewilligte das. Der Gerichtshof ließ damals äußerste Milde walten und verurtheilte ihn zu sechs Monaten schweren Kerkers. Für die Frau wurde eine Kollekte veranstaltet, die ein beträchtliches Resultat ergab. 1905 wurde Neigl wieder ertappt, als er bei der Hausbesorgerin Thaliastraße 88 einbrach. Er entkam wohl, wurde aber später in seinem Unterschlupf verhaftet. Als er den Zellenwagen besteigen sollte, streute er dem eskortirenden Sicherheitswachmann eine Hand voll Salz in die Augen und versuchte durchzubrennen. Er wurde aber festgenommen und wieder zu einer längeren Freiheitsstrafe verurtheilt. Seine nächste Verhaftung erfolgte unter aufsehenerregenden Umständen. Im Hause Kochgasse 32 hatte der Hausmeister Sagmeister heftige Zugluft auf der Stiege verspürt und bemerkt, daß die Bodenthür offen stand. Der Hausbesorger, ein Dienstmann und ein Wachmann sahen beim Betreten des Bodens den Gauner auf dem Dache am Bauche, halb in der Dachrinne liegen. Als einer der Männer vom Bodenfenster aus nach dem Fuße des Diebes griff, schlug dieser wild um sich, so daß Niemand wagte, ihm auf das Dach zu folgen. Die Feuerwehr sandte mehrere Trains mit Schiebleiter und Sprungtuch. Das Sprungtuch wurde aufgespannt und Feuerwehrmänner eilten hinauf. Neigl sprang blitzschnell auf das Dach des um 5 bis 6 Meter niedrigeren Nebenhauses. Obwohl das Dach ziemlich steil ist, blieb der Mann unverletzt, wurde aber schließlich in einer Bodenabtheilung gefunden.

* * *

Eine hochsensationelle Affaire beschäftigt die Grazer Behörden. Es handelt sich um einen Handstreich zur Befreiung des russischen Spions Alexander Jandric.

Bekanntlich wurde der ehemalige Leutnant Alexander Jandric, der Bruder des kürzlich ebenfalls wegen Spionage zugunsten Rußlands zu langjähriger Kerkerhaft verurtheilten ehemaligen Kriegsschülers, des Oberleutnants Zdomil Jandric, nach seiner am 28. Februar d. J. in Wien erfolgten Verurtheilung in die Grazer Strafanstalt Karlau gebracht, um hier seine Strafe abzubüßen. Von russischer Seite wurde nun der Plan gefaßt, Alexander Jandric durch einen Handstreich aus dem Kerker zu befreien und über die russische Grenze zu bringen. Durch einen Zufall wurde der ganze Plan jedoch verrathen und der Handstreich vereitelt.

* * *

Ein 21jähriger Zollwachbeamter in Malcesine am Gardasee verliebte sich in eine dort weilende deutsche Dame. Vor einigen Tagen wurde der Zollbeamte nach Palermo versetzt. Die Trennung von der Dame erfüllte ihn mit solcher Verzweiflung, daß er Selbstmord beging.

Als die Bevölkerung von Malcesine von dem Selbstmorde des Beamten erfuhr, veranstaltete sie vor der Wohnung der deutschen Dame feindliche Kundgebungen, die einen so gefährlichen Charakter annahmen, daß die Bedrohte in die Gendarmeriekaserne flüchten mußte, weil das aufgeregte Volk sie lynchen wollte.

* * *

In Sollenau spielte sich ein Ehedrama ab. Schon seit längerer Zeit lebt der Fabrikarbeiter Franz Mrazek mit seiner Frau in Unfrieden. Schon vor zwei Jahren war er vor dem Schwurgerichte in Wiener-Neustadt unter der Anklage des versuchten Gattenmordes gestanden. Mrazek wurde damals freigesprochen.

Neulich feuerte er in der Nähe des Wohnhauses seiner Frau, um diese zu erschrecken, mehrere Schüsse aus einem Revolver ab. Die Gendarmerie nahm ihm den Revolver ab und eskortirte ihn zur Bahn. Drei Tage später lauerte Mrazek in Sollenau seiner aus der Arbeit heimkehrenden Gattin auf. Als sich diese näherte, stürzte er aus seinem Versteck hervor und feuerte mehrere Schüsse gegen die Frau ab. Die Schüsse trafen Frau Mrazek in der Hüftengegend und verletzten sie schwer.